

S. 83 Zeile 35: „Sykes's“ statt „Sykes“; S. 123 Zeile 23: „investigator“ statt „investigation“.  
W. LÖFFLER

SCHÖNBERGER, ROLF, *Was ist Scholastik?* Mit einem Geleitwort von P. Koslowski (Schriftenreihe des Forschungsinstituts für Philosophie Hannover; Philosophie und Religion 2). Hildesheim: Bernward 1991. 125 S.

Ausgangspunkt der Überlegungen Sch.s ist die Tatsache, daß „der Begriff der Scholastik aufgehört hat, „ein Thema der Mediävistik zu sein“ (36). Die Gründe für diese Entwicklung liegen s. E. auf der Hand, lasse es sich doch relativ leicht zeigen, „daß alle an einem doktrinalen Inhalt orientierten Definitionen der Scholastik aussichtslos geworden sind“ (21). Denn sie verwenden „entweder ... einer modernen Klassifikation von Weltanschauungen entnommene Gesichtspunkte ... oder grenzen bereits im Mittelalter eine ‚Antischolastik‘ aus“ (ebd.). Aber auch gegen einen formalen Definitionstypus, wie ihn etwa Grabmann in seiner ‚Geschichte der scholastischen Methode‘ entwickelt hat, lassen sich gewichtige Einwände ins Feld führen. Wenn Grabmann etwa schreibt, die scholastische Methode wolle durch Anwendung der Vernunft auf die Offenbarungswahrheiten möglichste Einsicht in den Glaubensinhalt gewinnen, so bleibt hier ungeklärt, worin der spezifische Rationalitätsimpuls besteht, der von mittelalterlichem Denken ausgeht. Denn es ist ja keine Frage, daß für die abendländische Geistesgeschichte als ganze „der ... Umgang mit Gründen typisch“ (31) ist. Außerdem bleibt im mittelalterlichen Denken die Anwendung der Vernunft nicht auf die Theologie beschränkt, sondern „Jurisprudenz und Medizin sind im Mittelalter ebenso scholastisch organisiert wie Philosophie und Theologie“ (32). Schließlich ließe sich auch gegen Grabmann einwenden, „daß Scholastik als historisches Phänomen eine Mehrzahl von Methoden nicht ausschließt“ (ebd.). – Selbst wenn „ein einheitlicher Begriff von Scholastik weder logisch möglich noch historisch wünschenswert“ ist (41), bedeutet das nach Sch. nun aber nicht die Unmöglichkeit, überhaupt „auf den Begriff zu bringen, was die unbestreitbare Einheitlichkeit innerhalb der Epoche des Mittelalters ausmacht“ (ebd.). Sch. ist also nicht der Meinung von Flasch, der Mittelalterforschung bleibe als einzige Alternative eine punktualistische Betrachtungsweise, die nach der realgeschichtlichen Funktion der Gedanken fragt. Denn der Geltungsanspruch eines Textes läßt sich s. E. nicht auf dessen Geltungsbedingungen reduzieren. Ebenso wie ein ‚Platonismus‘ in der Philosophiegeschichte verfehlt wäre, verfehlt auch ein Historismus das eigentlich Philosophische. Das bedeutet nicht, daß man die gesellschaftlich-geschichtlichen Rahmenbedingungen einfach zu den akzidentellen Interpretationsgesichtspunkten rechnen kann, aber es bleibt für Sch. doch dabei: „Die Tatsache, daß jemandem ein Argument einleuchtet oder nicht einleuchtet, ist geschichtlich ebenso real, wie es die Rahmenbedingungen als geschichtliche Strukturen sind“ (39). Im übrigen betont er, „der Bezug auf das, was Flasch Realhistorie nennt, ergibt ... dieselben Probleme wie der marxistische Begriff des ‚Unterbaues‘“ (65). – Wie aber läßt sich angesichts der aufgezeigten Schwierigkeiten an der Einheit des mittelalterlichen Denkens festhalten, das gerade seinen Gegnern „immer den Eindruck großer Geschlossenheit und innerer Homogenität ... gemacht“ (41) hat. Sch. versucht diese Frage differenziert zu beantworten. An einem univoken Begriff von Scholastik kann man s. E. zwar im Blick auf die faktisch gegebene geschichtliche Vielfalt mittelalterlichen Denkens nicht länger festhalten, deshalb ist der Begriff als solcher aber noch nicht einfach obsolet geworden. Auch wenn eine definitorische Formel nicht mehr greift, so läßt sich Scholastik seiner Meinung nach „durch eine Kombination von einzelnen Beschreibungen“ (45) fassen. Worauf es in diesem Zusammenhang wesentlich ankommt, ist, „das Geflecht basaler Einstellungen“ (49) freizulegen, die im Kontext der Scholastik zum Tragen kommen und in bestimmten Methoden ihren Niederschlag gefunden haben.

Sch. arbeitet im Hauptteil seiner Untersuchung eine Reihe von Grundzügen einer so verstandenen Scholastik heraus. Relativ breit geht er zunächst auf die Rolle der Quaestio im mittelalterlichen Denken ein, deren Bedeutung als ureigenstes Erzeugnis mittelalterlichen Denkens bereits B. Geyer herausgestellt hat. Auch Sch. ist der Überzeugung, daß „das mittelalterliche Denken durch Institutionalisierung der Frage ...

gegenüber der vorangegangenen Epoche einen anderen Charakter“ (63) bekommen habe und erinnert daran, daß es „neben selbständigen Abhandlungen, wie sie in der Patristik repräsentativ sind . . . noch bis Anselm durchaus gängig“ gewesen sei, „in der Form des Dialoges zu schreiben“ (67). Ein zweites Spezifikum der Scholastik ist Sch. zufolge deren „gewaltige literarische Produktivität“ (82), die etwa daran ablesbar ist, daß allein ein Mann wie Thomas von Aquin mehr geschrieben hat als uns aus der gesamten Antike an philosophischen Texten erhalten ist. Sch. bringt diese Produktivität in Zusammenhang mit dem „Begriff einer absoluten Wahrheit, die . . . für den endlichen Menschen zugleich unerschöpflich und unendlich verfehlbar ist“, darin aber zugleich auch „die Chance einer progressiven Präzisierung enthält“ (81) und weist auf den Gegensatz hin, der in diesem Punkt zum rationalistischen Denken besteht, das bekanntlich mit grundlegenden Einsichten operiert, die man einmal im Leben erreicht, um sie dann nur noch hinsichtlich ihrer Funktion der Letztbegründung in Anspruch zu nehmen. Als drittes Spezifikum der Scholastik führt Sch. das „Denken am Text“ (83) an, das sich vor allem niederschlägt in dem breit entfalteten mittelalterlichen Kommentarswesen. Voraussetzung hierfür ist, daß nach Meinung der mittelalterlichen Autoren die Verständlichkeit des Textes nicht einfach vorausgesetzt werden kann, sondern dieser vielmehr der Auslegung bedarf, wobei vor allem die Freiheit und der rationale Umgang mit dem vorgegebenen Text auffällig ist. In diesem Punkt korrigiert Sch. also Klischees, die über das mittelalterliche Denken bis heute in Umlauf sind. Dies gilt auch für den vierten Punkt, den er nennt, den Umgang der mittelalterlichen Autoren mit der Autorität des Aristoteles. Auch diesbezüglich konstatiert Sch. eine „unterschiedlich starke, aber vielfach ausweisbare Relativierung“ (104). Schließlich weist er in einem fünften Punkt auf den Wandel hin, den das mittelalterliche Denken in Sachen Sprache durchgemacht hat, kam es doch zu einer „Verdrängung der frühmittelalterlichen symbolischen und quasinatürlichen Sprachauffassung“ (110) zugunsten eines bereits bei Aristoteles angelegten konventionalistischen Sprachverständnisses, das vor allem im Spätmittelalter radikalisiert wurde. Im ganzen glaubt Sch. durch diese Hinweise, die er, wie er in der Conclusio schreibt, für „erweiterbar“ (116) hält, gezeigt zu haben, daß das Mittelalter durchaus einen eigenständigen Beitrag zur Entwicklung des Rationalitätsproblems geleistet habe. Die Vorstellung, auf dem Weg des Vernunftverständnisses von der griechischen Philosophie zur Moderne sei das Mittelalter ohne Erkenntnis einbuße zu vernachlässigen, hält er daher für eine Illusion, die „im Banne des Aufklärungsvorurteils“ (118) steht. Ja er meldet generell Bedenken an gegen die inzwischen zahlreichen Versuche, die Geschichte der abendländischen Rationalität insgesamt zu bilanzieren, da sie ihm „angesichts des immer noch höchst unzureichenden Grades der Aufarbeitung des Mittelalters . . . reichlich voreilig, weil historisch unausgewiesen“ (118 f.) erscheinen. Gerade das Mittelalter müsse „die lineare Geschichte der Rationalität irritieren“ (119), denn die semitisch-biblische Tradition könne beim besten Willen „nicht als ein bloßer Variationsfaktor des Griechentums interpretiert werden“ (119). Die Epoche der Scholastik bringt Sch. also in Zusammenhang mit einem bestimmten „Rationalisierungsschub“ (ebd.), der freilich nicht mit andern Phasen eines forcierten Rationalismus auf eine Stufe gestellt werden dürfe. Sch.s Begründung, die zugleich seine zentrale These nochmals resümiert, weshalb sie auch in ihrer Gänze zitiert sei: „Die ratio hat fast in der ganzen Scholastik ein spezifisch bestimmtes Verhältnis zu dem, was ihr nicht zugänglich . . . ist. Es ist dies nicht bloß das Außer-Rationale oder gar Irrationale. Denn sowohl Albertus Magnus wie Bonaventura, sowohl Thomas von Aquin wie sogar auch Siger von Brabant sprechen von dem, was *supra rationem* ist. Wie immer dieses Verhältnis in den verschiedenen Konzeptionen dann im einzelnen bestimmt sein mag, es zeigt sich darin doch dies, daß wie niemals sonst in der Denkgeschichte Europas ein stupender Rationalisierungsprozeß mit der Thematisierung von Rationalität überhaupt einhergeht. Was immer sonst die Faktoren gewesen sein mögen, im Verhältnis zu denen sich die Vernunft zu definieren hatte: Der Anspruch des Christentums auf unbedingte Wahrheit, welche die Vernunft transzendiert, ohne sie doch herabzuwürdigen, scheint dabei von konkurrenzloser Wichtigkeit gewesen zu sein“ (119 f.). Dieses längere Zitat macht zugleich deutlich: Bei allem Versuch einer Ehrenrettung der Scholastik sind seine Auskünfte ein gutes Stück vorsichtig und auch

tentativer als die Auskünfte der klassischen Arbeiten zu diesem Thema. Faktisch versucht er auf diese Weise wohl der aktuellen Forschungssituation im Bereich der Mediävistik Rechnung zu tragen, die er selbst gekennzeichnet sieht durch „eine gewisse Verlagerung der Schwerpunkte auf punktuelle Interpretation und positive Forschung, die von einer ziemlich deutlichen Zurückhaltung hinsichtlich großräumiger Interpretationskategorien begleitet ist“ (18). Wenn P. Koslowski der Untersuchung von Sch. im Geleitwort eine „Klarheit“ bescheinigt, „die aus der souveränen Beherrschung des Gegenstandes entsteht“ (7), so kann der Rez. einem solchen Urteil nur bedingt zustimmen. Sch. verfügt zwar über eine große Detailkenntnis, doch ist es ihm nach Meinung des Rez. nicht immer gelungen, diese mit der Generallinie seiner Studie in durchsichtiger Weise zu vermitteln. Dessenungeachtet bleibt seine philosophiehistorische Bemühung um das Thema Scholastik verdienstvoll. Denn eine sachgerechte Würdigung des mittelalterlichen Denkens jenseits von fragwürdiger Idealisierung und hyperkritischer Demontage ist auch heute noch ein nicht voll eingelöstes Desiderat. H.-L. OLLIG S. J.

FRANK, MANFRED, *Selbstbewußtsein und Selbsterkenntnis*. Essays zur analytischen Philosophie der Subjektivität. Stuttgart: Reclam 1991. 435 S.

Psychologisch-gegenständliche Auffassungen von Selbst, Ich, Psyche, Subjekt u. ä. sind noch zu verbreitet, im praktischen wie im wissenschaftlichen Diskurs, um nicht einer immer wieder neuen Aufklärung zu bedürfen, zu der dieses Buch einlädt. In sieben hierin vereinten Essays greift F. ein zentrales Thema der klassischen Philosophie auf und verbindet es mit dessen Wiederbelebung durch Sartre und das analytische Denken in England und den USA. Das 1. Kap. bietet einen Überblick zur Problemlage von „Subjektivität und Individualität“; Kap. 2 und 3 gehen der Thematik von „Individualität und Innovation“ sowie von „Identität und Subjektivität“ nach. Die folgenden 3 Kap. enthalten die eigentliche Auseinandersetzung mit der analytischen Philosophie, indem deren „Theorie des Selbstbewußtseins“ entfaltet wird. Danach untersucht der Autor besondere Schwerpunkte, ob nämlich „Selbstbewußtsein ein propositionales Wissen“ sei und einen „Gegenstand“ besitze. Ein 7. Kap. über „Subjektivität und Inter-subjektivität“ schließt dieses instruktive Buch ab, dem zudem das Verdienst zukommt, die bleibende Aktualität einer Subjektivitätsphilosophie nachzuweisen.

Es gehörte zu den begründenden Intuitionen der kontinentalen „Selbstbewußtseins-Tradition“ im Anschluß an Descartes, Kant und Fichte vor allem, daß dieses Selbstbewußtsein anders zu beschreiben sei als ein „Bewußtsein von etwas“; d. h. Selbstbewußtsein erschöpft sich nicht in der „Gegenstands“-Betrachtung eines Selbst, eines Ich oder der Person. Denn Selbstbewußtsein ist, wie F. besonders im Rückgriff auf Sartre darlegt (12 ff.), nicht-gegenständlich im Sinne seiner grundsätzlichen Unvermitteltheit und ursprünglich irreflexiven Aktualisierung. Äußere Kriterien wie teilbare Wahrnehmungsdata können entsprechend als Analyse- oder Beurteilungsmaßstäbe nicht herangezogen werden. Alle „Selbst“-Äußerungen unter leiblich-behavioralem oder sozialem Gesichtspunkt sind nur dem verständlich, der originär mit der ‚ich‘-Perspektive präphänomenal vertraut ist und sich dann der ‚er/sie‘-Perspektive bedient. – Auch als Selbst-Bezug läßt sich das *Selbst*-Bewußtsein nicht beschreiben, da jede Beziehung zu einem zweiten „etwas“ immer schon von der Sich-Selbst-Vertrautheit aufgefangen ist. Damit bewahrheitet sich eine weitere klassische Intuition, daß begrifflich das Selbstbewußtsein nicht über eine Klasse von Wesen bestimmt werden kann, da jedes Begriffswissen sowohl mittelbar wie mittelbar ist. In die Nähe dieser Einsicht rückt besonders der von der „Philosophy of Mind“ reflektierte Sachverhalt, daß eine anonyme Ding-Ereignis-Sprache dem Selbstbewußtsein nicht angemessen ist. Dessen Realität entgeht dem Identifizierungssystem von Demonstrativ-Pronomen mit raumzeitlichem Hintergrund ebenso wie das Zuschreiben von psychisch-stereotypen Eigenschaften oder einer Proposition (vgl. bes. 206–251). – Wenn Selbstbewußtsein unthematisch bei jedem „etwas“ (als Gegenstand oder Sachverhalt) bereits vor-gegeben ist und als nicht-propositionale Realität aus Satzformen und Wahrheitsbedingungen herausfällt, dann ist „Subjektivität“ der Erhellungsgrund all unserer Bezugnahmen zu Gegenständen wie Verhältnissen der Welt (vgl. bes. 79–157). Verifiziert sich dadurch ein idealistischer